



# Stern der Neger

Katholische Missionszeitschrift.

Erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mellendorf bei Graz, Steiermark, herausgegeben.

Redigiert von P. Heinrich Wohnhaas F. S. C.

Bezugspreis ganzjährig mit Postzulassung 50 K - 5 Mk. - 3 Lire.

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 7 und 8.

Juli - August 1922.

XXV. Jahrgang.

## An unsere Leser!

Manche Bezieher des „Stern der Neger“ haben den Wunsch geäußert, auch während des Jahres einmal Erlagscheine, beziehungsweise Zahlkarten zu erhalten, um uns eine freiwillige Gabe für unsere Zeitschrift zukommen zu lassen. Wir danken gerührt unseren Freunden für ihre hilfsbereite Aufmerksamkeit und legen der gegenwärtigen Nummer Zahlscheine bei, in der vertrauensvollen Erwartung, daß recht viele Leser und Leserinnen zugunsten des „Stern der Neger“ gern ein Opfer bringen werden. Wir bemerken, daß die Herstellungskosten für ein einziges Heft zurzeit schon weit mehr betragen, als der für den ganzen Jahrgang festgesetzte Bezugspreis von 50 Kronen.

## Die Jubiläumsteier der Propaganda und der Erste internationale Kongreß des Priestermissionsbundes.\*)

Vom 2. bis 4. Juni wurde in Rom das dreihundertjährige Gründungsjubiläum der „Heiligen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens“ festlich begangen und der erste internationale Kongreß des Priestermissionsbundes abgehalten. Der Priestermissionsbund entstand während des Krieges in Italien. Sein lateinischer Titel lautet: Unio. cleri pro missionibus.

### Zur Geschichte des Priestermissionsbundes.

Die geistige Urheberchaft der Priestermissionsvereinigung darf mit Recht Deutschland beanspruchen. Die wachsende Missionsbegeisterung

der deutschen Katholiken hatte schon lange vor Kriegsausbruch zu der Erkenntnis geführt, daß eine großzügige, Erfolg verbürgende Entwicklung des kirchlichen Missionswerkes nicht denkbar sei ohne lebhaftes Missionsinteresse und dauernde Mitarbeit des heimatlichen Seelsorgeklerus. Aus diesem Gedanken heraus bildete sich im Jahre 1912 zu Münster in Westfalen auf Anregung des Professors Schmidlin die erste Weltpriestermissionsvereinigung. Andere deutsche Diözesen folgten diesem Beispiele. Die Priestermissionsvereinigung der Erzdiözese Köln rief 1917 die Halbjahresschrift „Priester und Mission“ ins Leben, die seit 1920 als Jahrbuch

\*) Über die Entstehung und Tätigkeit der Propaganda wurde in der letzten Nummer des „Stern der Neger“ berichtet.

der Unio cleri erscheint. Der Krieg hemmte jedoch die weitere Entfaltung und Ausgestaltung der missionarischen Priesterorganisationen in Deutschland.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatten die Missionskreise des Auslandes den Aufschwung der deutschen Klerusmissionsbewegung verfolgt. Nach deutschem Vorbild gründete 1916 der Mailänder Missionär P. Manna mit Hilfe des Bischofs Conforti von Parma eine italienische Priestermissionsvereinigung, die sehr rasch eine Diözese nach der andern erfasste und bald auch in anderen Ländern festen Boden gewann. Sie erhielt die Genehmigung des Heiligen Stuhles und wurde der Propaganda in Rom unterstellt. Der große Missionspapst Benedikt XV. empfahl in seinem Missionsrundsreiben vom 30. November 1919 die Einführung der Unio cleri allen Bischöfen des Erdfreies.

„Damit aber“, sagt der Papst, „unsere Wünsche für die Missionen sicherer und reichlicher in Erfüllung gehen, ehrwürdige Brüder, müßt Ihr durch Belehrung den Sinn Eurer Geistlichkeit in besonderer Weise auf die Missionen hinlenken. Gewöhnlich neigen die Menschen stark dazu, den apostolischen Männern zu Hilfe zu kommen. Benützet diese Hinneigung der Gemüter weise, daß sie den Missionen recht viel Nutzen bringe. Wisset daher, daß Wir wünschen, es möchte in allen Diözesen der katholischen Welt der sogenannte Missionsverein der Geistlichen (Unio cleri pro missionibus) begründet werden, welcher der Propaganda (in Rom) unterstellt sein soll. Wir haben derselben bereits jede Vollmacht für diese Angelegenheit gegeben. Der Verein ist neulich in Italien entstanden und hat sich in kurzer Zeit über andere Länder verbreitet. Da er durch Unsere Förderung aufblüht, wurde er bereits von Uns mit der Vergünstigung päpstlicher Ablässe ausgezeichnet. Er verdient das, denn durch diese Organisation wird die Tätigkeit der Geistlichen sehr gut geordnet, sowohl um den Christen die Sorge für das Heil so vieler Heiden einzulösen, als auch um die mannigfachen Werte zu befördern, welche der Apostolische Stuhl zum Segen der Missionen schon gutgeheißen hat.“

#### Die kirchliche Jubiläumsfeier und die Pfiingstansprache des Papstes.

Die Jubelfeier der Propaganda wurde eröffnet durch einen Seelengottesdienst in der

Kirche Sant' Andrea delle Fratte für die verstorbenen Kardinalpräfecten und die in den letzten drei Jahrhunderten aus dem Leben geschiedenen Missionäre. Vom 2. bis 4. Juni fand in der Kirche Sant' Andrea della Valle ein feierliches Missionsstridium statt. Die abendlichen Segensandachten und Missionspredigten wurden von Kardinalen gehalten. Mitglieder des Heiligen Kollegiums, viele Bischöfe, Ordensgeneräle, Kurialbeamte und eine große Volksmenge, darunter zahlreiche Pilger, wohnten diesen Gottesdiensten bei. Den Höhepunkt der kirchlichen Missionsfeier bildete das Papstamt in der Peterskirche am Pfiingstsonntag. An siebenhundert ausgewählte Sänger begleiteten mit Choralmelodien die heilige Handlung. Nach dem Evangelium sprach Papst Pius XI. vom Throne in der Apis aus zu mehr als dreißigtausend Zuhörern über das Propagandajubiläum und die katholischen Missionen. Er sagte unter anderem:

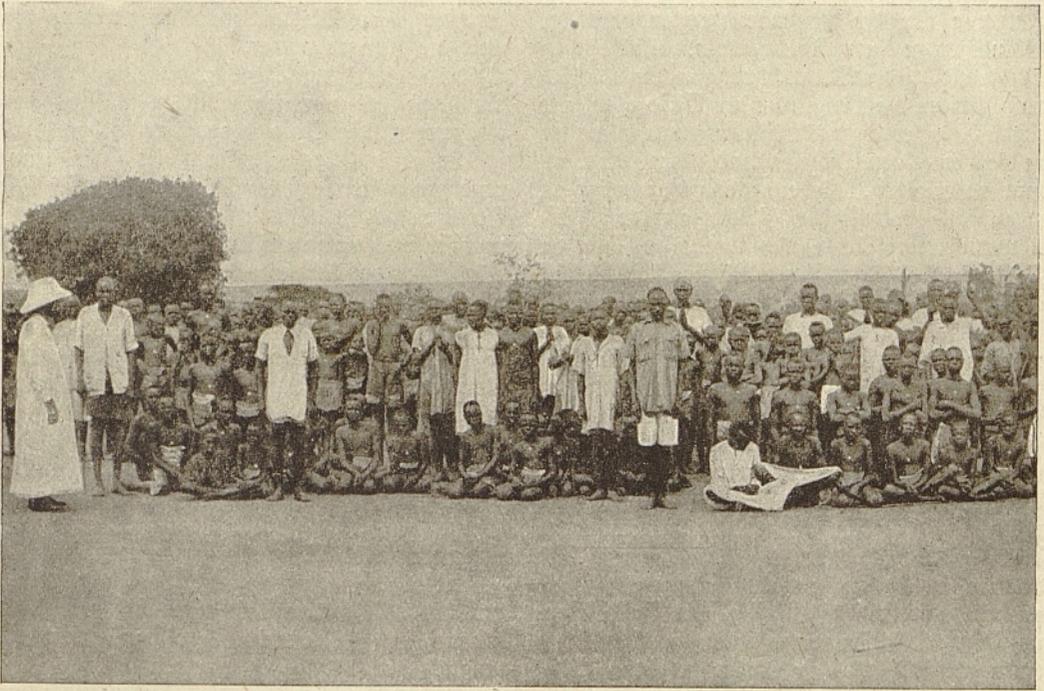
„Das heutige Pfiingstfest strahlt in ganz besonderem Glanze. Es ist das dritte Jahrhundertfest eines erneuten Pfiingsttages, bewundernswürdig und wahrhaft göttlich. Das Coenaculum dieses neuen Pfiingstfestes befand sich hier in Rom. An Stelle des Petrus stand ein späterer Nachfolger desselben, Gregor XV., an Stelle der Apostel und des apostolischen Volkes treffen wir eine Plejade von großen Seelen an: den P. Girolamo von Karni, den sel. Giovanni Leonardo von Lucca, den Prälaten Vives und Tausende und Ubertausende. Im Januar 1622 wurde das Werk der Kongregation der Propaganda Fide ausgedacht. Mit der Bulle vom 22. Juni desselben Jahres, genau vor drei Jahrhunderten, beginnt die Geschichte dieses Pfiingstfestes, eine späte, aber wahre und herrliche Fortsetzung der Apostelgeschichte.“

Die Kongregation der Propaganda berief, organisierte, belehrte und stärkte alle vorhandenen Kräfte des Apostolats, sowohl zur Verteidigung wie zur Eroberung! Verteidigung gegen das bedrohliche Vorgehen der Reformation, um die Schätze des christlichen Lebens ihr gegenüber festzuhalten und zu bewahren. Eroberung und Vordringen, um überall das Licht des Evangeliums, die Heiligkeit des Gesetzes hinzutragen und neue Söhne der Kirche zuzuführen. Eine prächtige, auf zwei Fronten kämpfende Schar! Auf der einen Seite Fidelis von Sigmaringen und tausend andere, die ihm

folgten und die Wahrheit des katholischen Glaubens gegen die Irrlehre der Reformation verteidigten, auf der andern Seite Franziskus Xaverius und tausende neuer Apostel aus allen Nationen, um in jeden Winkel der Erde das Licht des Evangeliums zu bringen. Und gleichzeitig mit dem Lichte des Evangeliums tragen sie überallhin auch die ersten Anfänge der wahren Kultur . . .

Vieles ist geleistet, vieles errungen worden,

weil es ihm an Mitteln gebricht, die wir ihm verweigerten, so wäre das eine große Verantwortung, woran wir vielleicht nicht genügend im Laufe unseres Lebens gedacht haben. Wollen wir vor das Gericht Gottes treten, ohne ihm gedankt zu haben für die Weithzigkeit, mit der er uns die Wohlthaten der Erlösung zukommen ließ? Auch der letzte der Gläubigen muß wiederholen: Was kann ich dem Herrn geben für alle Gnaden, die ich empfangen habe? Da bietet sich



Taufschüler in Kitgum (Uganda).

viele Seelen wurden gerettet. Der Ruhm gebührt dem Herrn! Aber wie viele Seelen gibt es noch, die verlorengehen! Es sind gewaltige Massen des Volkes, so groß wie der schwarze Erdteil, so gewaltig wie die ungeheuren Länder Indiens und Chinas, die heute noch auf das Wort Gottes warten. Von dieser apostolischen Warte aus appellieren wir an die Herzen der katholischen Welt. Alle mögen edelherzig zur Rettung der Seelen beitragen, die Christus erlöst hat. Wenn auch nur eine einzige Seele verlorenginge wegen unserer Saumseligkeit, wegen Mangels an Hochherzigkeit, wenn auch nur ein einziger Missionar einhalten müßte,

um eine günstige Gelegenheit dar, wie keine andere. Für den Glauben, den wir von Gott empfangen haben, wollen wir mitarbeiten und andere Seelen zum Glauben bekehren . . .“

Der Heilige Vater führte dies noch weiter aus und segnete zum Schlusse das Werk der Propaganda Fide, daß es blühen und noch reiche Früchte tragen möge.

#### Kongreßstimmen.

Der Kongreß tagte im großen Saale der päpstlichen Cancelleria unter dem Vorsitze des Kardinals Laurenti, ehemaligen Sekretärs der Propaganda, und behandelte die Erfolge der

dreihundertjährigen Missionsarbeit der Kongregation der Glaubensverbreitung, die gegenwärtige Missionslage und die Notwendigkeit der Förderung des Missionsgedankens durch den Priestermissionsbund.

Der Präsident der Unio cleri, Bischof Conforti, sprach ausführlich über deren Zweck und Mittel. Der Priestermissionsbund hat es sich zur Aufgabe gesetzt, alle Priester zum Beitritt zu bewegen, um ihren Eifer für die Verbreitung des Evangeliums anzuspornen. Durch Wort und Beispiel sollen die Priester im Volke das Interesse für die Missionen wecken und die Gläubigen zu einer allgemeineren, tatkräftigeren Mitarbeit bei der Weltbekehrung anleiten. Deshalb werden die Mitglieder der Unio cleri alle kirchlich genehmigten Missionsveranstaltungen in den einzelnen Diözesen und Pfarreien wirksam unterstützen. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn alle katholischen Zeitungen eine Missionsrubrik eröffneten und ihre Leser über den Fortgang des katholischen Missionswerkes auf dem Laufenden hielten. Die gegenwärtige Entscheidungssituaion der Weltmission fordert eine Massenorganisation und eine Massenerhebung des katholischen Volkes, um dem wahren Glauben den Sieg über die Irrlehre auf dem Kampffelde der Heidenmission zu sichern. Darf uns noch länger das Beispiel der protestantischen Sekten beschämen, die alljährlich Hunderte von Millionen verausgaben, um die Heidenwelt in die Fesseln des Irrtums zu schlagen? Der Redner schloß mit einem flammenden Appell an die anwesenden Bischöfe, die Unio cleri in ihren Diözesen einzuführen und dadurch einen neuen Beweis zu erbringen für die Einheit des katholischen Denkens und die Allgemeinheit der Kirche.

P. Manna berichtete über die Entstehung und schnelle Verbreitung der Missionsvereinigung, die zurzeit schon in 124 Diözesen errichtet ist, mit einem Mitgliederstand von 135 Bischöfen

und 16.000 Priestern. Der Berichterstatter zeigte an der Hand von Beispielen, daß die Einnahmen der allgemeinen kirchlichen Missionsvereine nach der Einführung der Unio cleri auf das Fünf- bis Zehnfache emporstiegen.

Der Kardinalerzbischof von Burgos Benloch y Bivo verbreitete sich über die Errichtung des Weltpriester-Missionsseminars in Burgos und fügt bei, daß bereits 4500 spanische Priester der Unio cleri angehören.

In Holland sind schon 73 Prozent aller Priester dem Missionsbund beigetreten. So weit die Kongressredner.

Den deutschen Diözesen, die nach dem Aufhören der vorkriegszeitlichen Missionsvereinigungen die Unio eingeführt haben, sind im Laufe des letzten Jahres auch die österreichischen Kirchenprengel nachgefolgt. Die Statuten des Priestermissionsbundes der österreichischen Diözesen erblickten in der Werbung und Förderung von Missionsberufen ihre wesentliche und vornehmste Aufgabe.

Das glänzend verlaufene Gründungsjubelfest der Propaganda mit seinen wertvollen Anregungen für die heimatliche Missionsarbeit und die allgemeine Einführung des Priestermissionsvereines berechtigen zu großen Hoffnungen für die Missionstätigkeit im Heidenlande. Nur dann, wenn die Seelsorger aller Grade und die Gläubigen aller Stände sich ihrer Missionspflicht bewußt werden, können die katholischen Missionen ihre Vormachtstellung auf der Missionswalstatt gegenüber dem Protestantismus behaupten; nur dann wird es möglich sein, alljährlich eine hinreichende Zahl von Gottesstreitern in die Heidenländer zu senden und die finanziellen Mittel aufzubringen, die der Glaubenskampf der Kirche unter den Heidenvölkern erheischt. Die große Entscheidungssituaion fordert von allen Katholiken rührige, opferfreudige Reichgottesarbeit.

## Auf der Jagd.

Von P. Eduard Pictorn.

Es war im April. Wir standen noch im Zeichen des Wiederaufbaues der während des Krieges eingestürzten Missionsgebäude. Da kam unerwartet die Nachricht, daß der Dampfer, der uns den notwendigen Zement aus Rhartum

bringen sollte, mit zweitägiger Verspätung in Tonga eintreffen werde. Um nun unsere beiden arabischen Maurer, die einen Taglohn von je fünfzig Piaßtern erhielten, nicht müßig zu lassen und folglich umsonst zahlen zu müssen, machten

wir ihnen den Vorschlag, gemeinsam eine Jagdpartie auf das andere Flußufer zu unternehmen, in der Erwartung, daß sie auf jede Bezahlung für diesen Tag verzichteten, was sie auch gern taten; denn sie waren beide leidenschaftliche Jagdliebhaber.

### Die Nilfahrt.

Unsere Ausrüstung war bald beisammen. Zwei Schrotgewehre mit der nötigen Munition, etwas Reis, Tee und Zucker und einiges Kochgeräth, und hinab ging's an den Nilstrom. Wir waren unser sieben: Zwei Patres, die beiden Araber und drei Neger, welche abwechselnd unser Boot, eine Schillufbarke, rudern sollten.

Wie schaut nun eine solche Schillufbarke aus? Man denke beim Namen Barke ja nicht an eines jener feinen Fahrzeuge, die auf unseren europäischen Flüssen an schönen Sommertagen Hunderte von Ausflüglern tragen, nein, ein Schillufboot ist ein einfacher Baumstamm von zwei Meter Umfang und sechs Meter Länge, der nur soweit ausgehöhlt ist, daß ein erwachsener Mensch gerade noch darin sitzen kann, wobei die Längsseiten ihm bis unter die Achseln reichen. Daß solch ein Fahrzeug mit seiner großen Neigung zum Schwanken beim ersten Anblick wenig vertrauenerweckend ist, wird nicht wundernehmen; denn auch schon kleine Wellen bringen den runden Baumstamm in bedenkliches Schaukeln. Zur Zeit eines Sturmes aber müssen die Insassen des Baumkahnes auf alle Möglichkeiten gefaßt sein. Doch zur Ehre der Schilluf sei es gesagt, daß sie sich im allgemeinen ausgezeichnet auf das Lenken ihrer Boote verstehen und sie vorzüglich zu meistern wissen. Ich aber, ein Neuling, der ich mich zum erstenmal in meinem Leben einem solch wackeligen Ding anvertrauen sollte, und das für nahezu eine ganze Stunde und in einem Gewässer, das von Krokodilen wimmelt, war gleichwohl etwas beklommen und nur mit einem gewissen, vielleicht auch nicht ganz unberechtigten Bangen bestieg ich das Boot.

Ganz vorn am Kiel stand ein Neger mit einer mächtigen Stange als Ruder. Er mußte still stehen wie angenagelt, denn die leiseste Bewegung mit den Füßen bringt das Fahrzeug schon in heftiges Schwanken. Hinter ihm saß mein Mitbruder, ihm folgten hintereinander die beiden arabischen Maurer, die mit noch etwas größerer Beklommenheit als ich im schaukelnden Kahne hockten, waren doch beide Familienväter. Nach ihnen kam ein Negerknabe

und als letzter beschloß ich die Reihe. Hinter mir am rückwärtigen Ende des Rachsens stand wiederum ein Neger, gleich dem am Kiel beschäftigt, mit seiner Stange zu rudern. Also, los in Gottes Namen!

Anfangs gab es nun freilich infolge des Abstoßens einige starke Schwankungen; doch es wird wohl ruhiger werden, wenn wir einmal vom Ufer etwas mehr entfernt sein werden und offenes Fahrwasser gewonnen haben, dachte ich mir. Allein die Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Je weiter wir uns vom Ufer entfernten und offenes Wasser gewannen, desto größer wurden die Schwankungen. Nachts zuvor war ein außergewöhnlich starker Regen niedergegangen und hatte eine bedeutende Abkühlung der sonst so drückenden Schwüle herbeigeführt. Die Folge dieser plötzlichen Abkühlung war eine noch immer andauernde heftige Brise, die unter anderen Umständen uns zwar höchst erwünscht gewesen wäre, in unserer gegenwärtigen Lage aber uns sehr unlieb war. Dank der Tüchtigkeit der beiden Ruderer ging es, freilich unter beständigem Schaukeln, in schräger Richtung auf dem Wasser dahin. Ein gewisses Gefühl von Angst hielt mich ständig in seinen Fesseln und wollte nicht von mir lassen. Wimmelt es doch in diesem Gewässer von Krokodilen und wußte ich, trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, nur schon zu viele Beispiele von der Raubgier und Stärke dieses gefräßigsten aller Reptilien. Eben wenige Tage vorher hatte uns ein Neger aus einem der Nachbardörfer sein Leid geklagt, daß ihm und einem seiner Mitbürger die Krokodile in letzter Zeit bereits vier Kühe von der Weide am Flußufer geholt und verzehrt hatten; auch von unserer eigenen kleinen Schafherde hatte sich daselbe Raubthier schon das eine oder das andere Stück ausgesucht und war mit ihm auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Also, höchst ungemütlich hätte es darum werden können, wenn wir hier in diesem gefährlichen Wasser umgekippt wären. — Doch, gottlob! die Hälfte des breiten Stromes hatten wir bereits hinter uns, und mit heimlicher Freude und stiller Befriedigung nahm ich wahr, wie der Abstand zwischen uns und dem gegenüberliegenden Ufer sich, wenn auch langsam, so doch stetig verringerte.

### Da ereignete sich das Unglück.

Wochte es nun erfolgt sein durch eine etwas heftigere Wellenbewegung oder durch einen

kleinen Mißgriff in der Handhabung der Ruderstangen oder auch durch eine unwillkürliche Bewegung einer der Insassen, um seine etwas schmerzende, hockende und kauende Stellung zu verbessern, kurz, Tatsache war, daß die Barke sich mit einem Male stark auf die Seite neigte. Ganz triebmäßig griff einer der beiden Araber mit einem Arm in die Luft, um sich an irgend etwas, das nicht vorhanden war, anzuklammern. Dieses vom ersten Schrecken eingegebene und ganz unbewußt vollzogene Hinausrecken des Armes brachte aber das Boot aus seinem Gleichgewicht; es kippte um und warf uns samt und sonders in die Flut.

Wir lagen also im Wasser. Nun ging ein allgemeines Strampeln los. Sehe jeder zu, wie er sich rette! Am leichtesten hatten es die drei Neger. Diese waren, einen Leinwandstreifen um die Lenden abgerechnet, splitternackt. Aufgewachsen an den Ufern des Nils und vertraut mit dem Wasser seit ihrer frühesten Kindheit, sind sie behende, ja waghalsige Schwimmer und Taucher; schlimmer stand es schon mit den beiden Arabern in ihren mächtigen, weiten, bis fast auf die Knöchel herabreichenden Bumphosen und dem langen Hemd, das sie sehr behinderte; doch beide waren treffliche Schwimmer. Am schlimmsten war die Lage für uns zwei Patres, die wir natürlich vollständig bekleidet waren. Zwar hatte ich einmal als kleiner Gymnasiast das Schwimmen so halbwegs in der Moldau gelernt, allein seitdem sind schon mehr als zwanzig Jahre vergangen, und zudem erschweren die vom Wasser vollgezogenen Kleider die nötige Arm- und Beinbewegung. Aber wollte ich nicht ertrinken, so mußte ich auf irgendeine Weise ans Land zu kommen suchen, und ich begann deshalb gleich den übrigen zu strampeln, so gut oder schlecht es eben ging. Allerdings brauchte es, um vorwärts zu kommen, meinerseits ungeheure Anstrengung und das Aufgebot all meiner Kraft, und nur die Furcht vor dem sicheren Tod des Ertrinkens oder die Angst, einem gefräßigen Krokodil zur Beute zu werden, hielten mich verhältnismäßig lang über Wasser. Nichtsdestoweniger hätte sich meine Lage noch äußerst kritisch gestaltet, wenn nicht einer der beiden Neger mir zu Hilfe gekommen wäre. Meine Kräfte begannen, weil ungeübt, bald schon nachzulassen und zu versagen, und meine Armbewegungen glichen nur mehr leeren Luftstreicheln, die mich nicht mehr vorwärts brachten, sondern nur noch zur Not über Wasser hielten. Von dem

Neger, der zu meiner Rettung herbeieilte, festgehalten und fortgezogen, gelang es schließlich mit Anspannung des letzten Restes meiner Kräfte, das ersehnte Ufer zu gewinnen, wo die übrigen Reisegefährten bereits glücklich beieinander waren.

Nun, das Leben war gottlob gerettet. Auch die Tasche mit der Munition und dem mitgenommenen Reis samt der Teekanne fehlte nicht, wohl aber lagen beide Gewehre in den Fluten begraben. Was sollten wir nun beginnen? Wir wollten auf die Jagd gehen und standen, oder richtiger gesagt, saßen nun da ohne Gewehr. Was anfangen? Wenn je, so gilt in der afrikanischen Wildnis: „Wer will essen einen Braten, der muß haben ein Gewehr.“ Das leuchtete allen ein, auch unseren beiden schwarzen Ruderern, und sie waren allsogleich bereit, es mit Tauchen zu versuchen; vielleicht daß man wenigstens ein Gewehr fände. Da staunte ich nun, welche Geschicklichkeit die Neger wie auch die beiden Araber, die sich nunmehr jeglicher Kleidung entledigt hatten, hiebei entwickelten. Nach längerem, vergeblichem Suchen gelang es dem einen Araber, ein Gewehr zu finden, während das andere trotz alles Forschens verschwunden blieb. Schweren Herzens gaben wir das Suchen für diesen Tag auf, um nicht zuviel Zeit zu verlieren, beschlossen aber, am nächsten Tage das Gewehr auf alle Fälle zu suchen. Tatsächlich waren die Tauchversuche eines unserer schwarzen Burischen des andern Tages von Erfolg begleitet.

### Der Gänsebraten.

Da wir noch lange nicht am Ziele des geplanten Ausfluges waren, so mußten wir neuerdings das Boot besteigen; doch hatten wir jetzt den Vorteil, daß wir dem Ufer entlang fahren konnten. Ungefähr eine halbe Stunde noch ging's nilabwärts, bis wir bei der beabsichtigten Landungsstelle angekommen waren.

Das Jagdglück war uns hold. Weil wir aus Mangel eines Kugelgewehres von Gazellen und Antilopen absehen mußten, wiewohl wir des öfteren größere Rudel in ziemlicher Nähe erblickten, so kamen nur Gänse und Perlhühner in Betracht, die freilich, was den Wohlgeschmack ihres Fleisches und ihre Größe anbelangt, ihre europäischen Schwestern weit übertreffen. Ob schon wir nur mehr über ein einziges Gewehr verfügten, schossen wir doch eine ganz hübsche Anzahl.

Als der Vormittag schon weit vorgeschritten war, wurde in der Nähe des Nil unter einem großen Baum, dem einzigen weit und breit, der fühlenden Schatten bot, gelagert. Bald begann es zu knistern im herbeigeschafften und zu einem Haufen aufgetürmten Reisig und mächtig loderte die Flamme empor. Einer der Schwarzen hatte mittlerweile zwei Gänse gerupft und zum Kochen zubereitet, und wir brauchten nicht allzulange zu warten, da schmorte und brodelte es schon im Topfe. Die Araber waren auch nicht müßig

von der Sonnenglut ausgedörnte Steppe, die nichts anderes hervorbringt als dürres Strauchwerk und spärliche Gräser. — So lag ich da und träumte, bis mich das „Abun Eduardo!“ aus dem Munde unseres schwarzen Kochs von meinem Gedankenflug in Tirols ewig schöne Alpenwelt zurückbrachte in die ausgebrannte Steppe Afrikas.

Ich muß gestehen, der schwarze Kerl hatte seine Sache vortrefflich verstanden und der Braten machte seiner Kochkunst alle Ehre; auch der nach Araberart bereitete Tee mundete vorzüglich und



Missionschwestern mit Schülerinnen.

geblieben, sondern hatten unterdessen einen kräftigen Tee bereitet. Nur ich lag, meinen Tropenhut als Kopfkissen benützend, untätig auf dem Boden und verfolgte den Flug zweier Wüstengeier, die hoch über uns in den Lüften kreisten. Meine Gedanken aber schweiften heimwärts auf die Berge von Tirol, und ich dachte an so manchen Ausflug in diese herrliche Alpenwelt mit ihren Gletschern und stillen Bergseen. Die Erinnerung an manche frohe Stunde, die ich auf den mit Speiß und Brünellen übersäten Almnen verlebte, trat mir lebhaft vor die Seele. Wie ganz anders war es jetzt um mich herum. So weit das Auge reicht, kein Berg, kein Hügel, kein schwellendes Grün, nichts als endlose Ebene und

so konnten wir alle, an erster Stelle natürlich unsere drei Neger, die Tatsache feststellen: ausgezeichnet war es. Wir plauderten noch ein Stündchen, worauf dann wir Patres unser Breviergebet verrichteten, während die Araber nochmals einen kleinen Jagdspaziergang unternahmen.

Gegen 5 Uhr mußten wir allmählich an die Heimkehr denken. Ist doch hier die Zeit der Dämmerung ungemein kurz. Sobald die Sonne untergegangen ist, dauert es kaum noch eine schwache halbe Stunde, und die Erde hat sich in nächtliches Dunkel gehüllt. Einige wenige Minuten brachten uns zum Nil und nun ging's neuerdings, diesmal freilich nicht flußabwärts,

sondern aufwärts auf dem gefährlichen Element dahin. Das Wasser war jetzt am späten Nachmittage bedeutend ruhiger als in der Frühe, und zudem hatten wir beschloffen, uns stets in der Nähe des Ufers zu halten, bis wir der

Landungsstelle gegenüber wären; dann erst wollten wir den Fluß übersetzen. Als vom Dache unseres Missionshauses die Glocke unsere Christen zum allabendlichen Rosenkranz rief, waren wir bereits auf dem Missionsboden angelangt.



## Ein augenscheinlicher Beweis.



Eine wichtige Lebensfrage für unsere Schilluk und für die Sudanbewohner im allgemeinen ist der Regen. Ob der Neger zu leben hat oder Hunger leiden muß, hängt davon ab, daß der Regen zur rechten Zeit kommt. Jeder rechtschaffene Schilluk ist selbstverständlich vorsichtig genug, nicht mehr Korn anzubauen, als er bis zur nächsten Ernte unumgänglich notwendig hat. Da aber der Neger im Rechnen doch ein wenig rückständig ist, und seine angeborene Trägheit es sogleich unterschreibt, wenn er zur Zeit der Aussaat meint: „O, dieses Feld genügt mir für das ganze Jahr“, so trifft es fast alljährlich zu, daß im ganzen Land eine kleine, allgemeine Hungersnot vor der Ernte herrscht, oder besser gesagt eine Kornknappheit. Die Schilluksprache besitzt einen eigenen Ausdruck für diese „Jahreszeit“ nämlich *kurum*, was verdeutschet Hungersnot heißt. Wenn dann der Regen einmal seinen Fahrplan stark ändern und einen Monat später als gewöhnlich eintreffen sollte, dann setzt der Kurum eine unangenehm ernste Miene auf. Dann müssen alle Zauberer und Propheten herhalten, um ausfindig zu machen, warum denn eigentlich der Regen sein Kommen so verzögert. Da werden Opfer dargebracht, und es wird um die Nyfang-Heiligtümer herumgetanzt, um den ersohnten Regen zu erleben.

So war es in dem Jahre, in welchem wir in Tonga unser Haus bauten. Der Regen fiel nicht, und alles Opfern und Tanzen war nutzlos. Nun galt es unter den Schilluk als eine ausgemachte Sache, daß wir Fremden schuld seien am Ausbleiben des Regens, denn wir waren am Hausbau und hatten ein Interesse daran, daß es nicht regnete, bis wir das Haus unter Dach gebracht. Da das Gerede unter den Leuten immer ernster wurde, kam eines Tages der Großhäuptling Janjuof zu mir und fragte: „Ist es wahr, Abuna, daß ihr dem Regen verbietet zu kommen? Machet doch einmal fertig mit dem Haus, damit es regnen kann; denn siehe, die Leute verhungern ja, wenn es nicht regnet.“ Ich erklärte ihm die Sache, so

gut ich konnte, daß nämlich Gott allein den Regen geben und aufhalten könne, und daß man zu ihm allein beten müsse; ich weiß aber nicht, ob er vom Gesagten überzeugt wurde.

Wenn wir manchmal den Horizont abspähten oder uns gar eines Feldstechers bedienten, um zu sehen, ob nicht etwa das Postschiff ankomme, dann sagten die Schilluk gleich: „Seht den Bonyo (Fremden)! jetzt vertreibt er mit seinem Auge wieder alle Wolken, die am Himmel erscheinen.“ Eines Tages kam ein angesehenere Dinka aus der Nachbarschaft, dem ich unter anderem eine Schachtel Zündhölzer schenkte. Dieses Geschenk erfreute ihn so, daß er die Schachtel mit beiden Händen gegen die vier Himmelsgegenden erhob und dabei allerhand Sprüche murmelte und Gaukelspiel trieb. Das sahen die Schilluk, und da sich am fernen Horizont einige Wölkchen zeigten, so sagten sie: „Jetzt muß der verfluchte Dinka mit seinen Sprüchen wieder den Regen vertreiben.“ Sie wagten es aber nicht, ihm selbst etwas zu sagen.

Einige Zeit darauf sagte mir ein Schillukbursche, seine kleine Schwester liege krank in Papojo, dem äußersten Dorfe des Schilluklandes. Ich war noch nie dort gewesen und hätte mir schon immer einmal jene Gegend ansehen wollen; da bot sich nun die schönste Gelegenheit dazu, und ich konnte vielleicht eine Seele für den Himmel retten. So machte ich mich denn am nächsten Morgen hoch zu Esel auf die kleine Reise. Dabei mußte ich über einen ziemlich tiefen Regenbach setzen; der Esel wurde mit aller Kraftanstrengung ins Wasser gezogen und schwamm hinüber, und ich wurde auf einem Korkholzstoß hinüber befördert. Einem bekannten Knaben sagte ich dann, er solle mich am Spätnachmittage wieder über den Bach rudern, und setzte meine Reise fort. Im Dorfe Papojo fand ich, daß das „kleine Kind“ ein erwachsenes Mädchen war, dessen Krankheit wenig bedeutete. Das Tagesgespräch drehte sich selbstverständlich um den Regen, und daß wir daran schuld seien, daß kein Regen komme.

Bei meiner Abreise zeigten sich einige Wolken, und ich sagte: „Heute kommt noch Regen.“ „Ach, Abuna, halte uns nicht zum besten,“ war die Antwort, „es regnet ja doch nicht“. Kaum hatte ich den Distrikt von Papojo verlassen, um eine weite, öde Strecke ohne Strauch und Hütte zu durchqueren, als es zu regnen anfing, wie wenn mit Kübeln gegossen würde. Dabei blies mir der Wind gerade ins Gesicht, so daß mein Esel nicht mehr vorangehen wollte, sondern sich umdrehte, um den Regen nicht von

auf mich losgefahren und hat mich ganz durchnäßt, und ich sterbe jetzt vor Kälte...“ Diese Beweisführung überzeugte die Schilluk mehr als alle früheren philosophischen und theologischen Gründe. Oft wiederholten sie meine Worte und machten ihre Bemerkungen dazu: „Ja, sicher kann er den Regen nicht aufhalten, sonst hätte er doch gesagt: Regen, warte, bis ich ins Dorf komme!“

Am späten Nachmittag besuchte ich die Wohnung eines befreundeten Häuptlings, der mich



Missionsschwester im Krankendienste.

vorn zu haben. So kam ich mit Ach und Krach ins nächste Dorf und flüchtete mich ins erste Schillukgehöft mit der üblichen Anredeformel: yan en = ich bin es. Ich war vollständig durchnäßt und zitterte vor Kälte. Bald kamen noch zwei Schilluk, die auch Schutz vor dem Regen suchten, und so war denn eine ziemliche Gesellschaft beisammen. Das Gespräch drehte sich natürlich um den Regen. Da sagte ich: „Ihr Schilluk seid böse auf uns, weil ihr meint, daß wir den Regen verhindern. Jetzt seht doch, wenn ich dem Regen gebieten könnte, so hätte ich gesagt: du, Regen, warte ein wenig, bis ich ins Dorf komme, dann kannst du losgehen; er hat aber nicht gewartet, er ist gleich

mit Milch bewirtete und durchaus wollte, ich solle bei ihm übernachten. Ich konnte aber doch nicht die ganze Nacht in den nassen Kleidern zubringen und brach daher auf. Allmählich wurde es stockfinster; der Himmel war bewölkt, und es tröpfelte von Zeit zu Zeit. In der öden Gegend und in dem meterhohen Gras hatte ich bald jede Orientierung verloren und verließ mich ganz auf mein Grautier, das mich denn auch richtig an die Übergangsstelle des Regenbaches brachte. Wie aber jetzt hinüberkommen in später Abendstunde? Ich rief nach Nyiker, dem Knaben, der mich hätte abholen sollen; aber kein Nyiker ließ sich sehen. Mein Esel ging diesmal freiwillig ins Wasser und

schwamm hinüber. Drüben aber wartete er nicht auf mich, sondern lief davon. So stand ich denn mutterseelenallein in finsterner Nacht an dem nassen Hindernis. Zum Glück lief der Esel ins nahe Dorf; die Hunde schlugen an, und nun hörte ich die Weiber schreien: „Nyiker, komm, der Abuna ist da; hole ihn herüber!“ Bald erschien denn auch Nyiker am andern Ufer und setzte mich auf dem leichten Korknachen über. Auf einmal merkte ich, daß alles an mir lebendig wurde, und bald spürte ich allenthalben ein Krabbeln und Beißen am

ganzen Leibe; ich war von einer Schar gefräßiger Ameisen überfallen worden. Am andern Ufer erwarteten mich Weiber und Mädchen. Ich weiß nicht, wollten sie mich beglückwünschen oder mir ihr Beileid aussprechen. Ich aber lief nach Hause, so schnell ich konnte, und hatte zum Glück nicht mehr weit.

So hatte ich, wenn auch auf eigene Rechnung, unsern Schilluk den augenscheinlichen Beweis geliefert, daß der Regen nicht von uns, sondern von dem abhängt, der in allem wirkt und waltet.

P. Bernhard Rohnen.

## Aus der Wirksamkeit der Missionschwestern im Sudan.

Es war Ende April, als ich durch eine vollständig menschenleere Straße gehend, einen jungen Mann erblickte, der am Boden hingestreckt lag. Ich näherte mich ihm und sah einen Jüngling, bleich wie der Tod. Er lächelte mir zu; ich begrüßte ihn mit dem landesüblichen schönen Gruße: „Essalam alék! Der Friede sei mit dir!“ — „Willkommen, willkommen“, erwiderte er, mehr durch Zeichen, als mit der Stimme. Ein altes Weiblein kauerte ihm zur Seite und schien vom Anblick der verwelkenden Menschenblume zu leben. Als ich mich über den Kranken beugte und ihn fragte: „Was fehlt dir, mein Bruder?“ da weinte die arme Mutter. Ich sprach dem Jüngling, den ein unheilbares Leiden ergriffen hatte, Trost zu und ermunterte ihn zur Geduld. Er bat mich um eine Arznei. Armer Burische! Seine Augen spiegelten seine einfache Seele wieder und sein Lächeln das volle Vertrauen, das er in die arme Missionschwester setzte. Später brachte ich ihm ein beruhigendes Mittel. Da faßte er Mut und teilte mir seine Leiden mit.

„Wie heißt du?“ — „Mohammed Ali“, erwiderte er, indem sein Blick auf dem Kreuzifix haften blieb, das wir Schwestern auf der Brust tragen. Ich schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Siehst du, das ist das Bild des Christengottes, der mich geschickt hat, dich zu trösten und dir zu helfen, der dich liebt und dir den schönen Himmel bereitet hat, wo du dich immer, immer erfreuen wirst.“ — „Aber, ich bin kein Christ“, sagte er traurig, „erzähle mir von deiner Religion!“ Das war es, was ich wollte, um ein wenig Katechismusunterricht

zu beginnen, und einen aufmerksameren Schüler konnte ich mir nicht wünschen.

Zu schnell verflog die Zeit, und die Sonne näherte sich bereits dem Untergang, als ich aufbrach. „Bleibe, bleibe noch“, bat Mohammed Ali mich dringend. — „Siehst du nicht, daß die Sonne sich schon zur Ruhe begeben will? Ich muß heimgehen, werde aber wiederkommen, bald, morgen, alle Tage.“ Er lächelte und rief den Gott der Christen an, daß er mich segne, während ich eiligen Schrittes nach Hause ging, und den Herrn aller Dinge bat, das Erdreich vorzubereiten.

Von jenem Tage an wurden meine Besuche in der ärmlichen Hütte des Kranken immer häufiger, und häufiger wurden auch meine Unterrichtsstunden. Eines Tages wagte ich es, einige Punkte des Koran zu widerlegen und durch überzeugende Beweise die Irrlehren aufzudecken, die darin versteckt sind. Da war es, daß seine Seele sich voll und ganz öffnete, die göttliche Gnade seinen Verstand erleuchtete und sein Herz rührte. „O, wenn ich könnte!.. ich wollte... ich möchte...“ — „Was möchtest du denn?“ fragte ich ihn. — „Ich möchte deine Religion annehmen; sie ist die wahre; sie wird mich glücklich machen und mir den Himmel aufschließen, wo ich nicht mehr leiden, sondern mich erfreuen und singen und musizieren werde.“ — „Mut, du kannst das, wenn du nur willst“, sagte ich zu ihm. „Ich bin aber krank und kann nicht gehen.“ — „Unser Gott ist gut und verlangt von dir nur das, was du leisten kannst; habe Vertrauen und lerne, was ich dich lehre; ich werde oft kommen und dich unterrichten, und so wirst du ein

Kind Gottes werden.“ Die Besuche dauerten fort, und das Verlangen des Burschen nach der christlichen Religion wuchs immer mehr; häufig traf ich ihn, wie er das Gelehrte mit dem Munde und mit den Händen wiederholte.

Eines Tages stellte ich eine schreckliche Krisis der Krankheit fest; der Leidende sprach nicht, sondern betrachtete mit weitgeöffneten Augen das Kreuzifix und bat mich um etwas. Er war ungeduldig und wollte das Gewünschte sogleich. Ich verstand ihn wohl; er war gut vorbereitet; trotzdem wollte ich warten, um zu sehen, ob er selbst die schöne Formel werde sagen können, die ich ihn gelehrt und die er aufs beste innehatte. Auf einmal rief er aus: „Gib mir die Taufe! Warum zögerst du noch? Gib mir die Taufe!“ Und ohne mir Zeit zu lassen, wiederholt er die Übung des Glaubens, spricht die Abschwörungsformel und mit gefalteten Händen und geneigtem Haupte empfängt er die heilige Taufe.

Wer kann sich die Freude meines Herzens

vorstellen? War die des neuen Christen groß, so war meine nicht geringer. Dieser eifrige Katholik, dieser Joseph, der noch einen Monat lang lebte und mit unerschütterlicher Geduld die heftigsten Schmerzen ertrug, ist nun im Himmel und betet sicherlich für uns. — Welche Wonne für mich, als seine Mutter mir sagte: „Ehe mein Sohn dich kannte, war er ungeduldig und zornmütig, und leider muß ich es gestehen, er beschimpfte mich: nun hingegen ist er ein wahrer Engel geworden; er spricht mit mir voll Güte und Ehrfurcht, und, um mich die Vergangenheit vergessen zu machen, sagt er: „Komm, Mutter, laß dich auf die Stirn küssen!“

Er ist dahingegangen; sein Beispiel aber ist geblieben. Die letzten Zeichen seiner kindlichen Zärtlichkeit haben sich dem Mutterherzen unauslöschlich eingeprägt, und bald wird auch sie, die Mutter, das Glück haben, die heilige Taufe zu empfangen.

Schwester Oliva.

## Familienlitten der Araber Kordofans.

Von P. Otto Huber.

### Vor der Ankunft eines neuen Weltbürgers.

Die Araber lieben die zahlreiche Familie, und vom neuen Weltbürger sagt man, er sei „rahman Allah“, das heißt ein Gnadenerweis Gottes.

Eine Frau, die Mutter wird, hat verschiedene Gebräuche zu beachten. So zum Beispiel darf sie keine Furche überschreiten; hat jemand einen Balken oder sonst ein Stück Holz auf der Erde geschleift, das im Sande eine Furche zurückgelassen hat, so soll die Frau nicht darübergehen. — Ebenso darf sie keinen Eulenschrei vernehmen. Schläft sie nachts im Hofe und hört sie zufällig eine Eule schreien, tritt sie rasch ins Zimmer und befürchtet, das Kind werde sterben. Kein vergossenes Blut darf sie sehen und noch viel weniger eine Blutlache überschreiten. — Der Ehemann soll in dieser Zeit weder Tiere töten, noch verwunden oder mißhandeln. Er muß also die Flöhe hüpfen und jedem Ungeziefer freie Bahn lassen. Sogar die verhasste Wanbeidechse muß er schonen. — Will er einen Hammel schlachten, muß er einen andern rufen, der es tut. — Es heißt: töte er ein Tier, komme das Kind tot auf die Welt; schlage er ein Tier, erscheinen auf dem Leib

des Kindes die Merkmale des Stockes; bringe er einem Tier mit dem Messer eine Wunde bei, trage das Kind das Merkmal des Schnittes; haue er einem Hunde ein Ohr ab oder bohre er einer Katze ein Auge aus, dann komme das Kind nur mit einem Ohr oder einem Auge auf die Welt.

### Schmuck der Mutter.

Im sechsten Monat der Mutterchaft findet eine Festlichkeit statt. Auch diesmal schent der Araber die Ausgaben nicht und verwendet viel Geld für Schmuck und Putz. Die landesübliche Gewohnheit verlangt, daß ein Hammel geschlachtet werde. Durraerei mit saurer Milch und andere Speisen stehen zur Verfügung. Dazu reichlich Merihabier. — Die Frau legt die besten Kleider an, die sie besitzt, und nimmt auf einem einheimischen Bette Platz, um von den zur Festlichkeit eingeladenen Weibern geschmückt zu werden. Am rechten Arm befestigt man ihr ein Armband aus grünen Perlen; sie sind in einen rotseidenen Faden eingelassen. Daran hängt ein kleiner Knochen vom Rückgrat eines Fisches und eine kleine Straußfeder, deren Kiel durch die

Ohre der Perlen geht. Am Armband befinden sich auch lange, rote Seidenfäden, die bis zum Ellbogen reichen. — Vom Armband geht ein Faden mit eingelassenen, buntfarbigen Glasperlen aus, der sich über die Oberhand bis zum Zeigefinger ausdehnt und um ihn ringsförmig gewunden wird. — Dazu kommt an jedem Arm je ein silberner Ring. — Um den Hals hängt man ihr einen mohammedanischen Rosenkranz, dessen Körner aus Jasorholz verfertigt sind. An der rechten Kopfseite über dem Ohr wird ihr eine goldene oder silberne Nadel befestigt, von ansehnlicher Dicke und etwa Fingerlänge, von der nach vorne Kettchen vom gleichen Metall herabhängen, die an den Enden goldene oder silberne Schmückstückchen von herzförmiger Gestalt tragen. Diese Kettchen erreichen die Länge der Haare, wenn die Familie recht vermögend ist, sonst sind sie kürzer. — Sechs Nadeln aus gewöhnlichem Metall, jedoch von derselben Länge, mit rotseidenen Fäden verziert, werden den anwesenden Frauen angeboten und von ihnen angenommen. — Sie stecken sie sich auf den Kopf und erstatten sie bei der Glückwünschung mit einem Geschenk zurück. Endlich kommt die sogenannte „darira“. Man vermengt nämlich wohlriechende Körner, die zu Mehl zerstoßen wurden, mit Wasser, und legt der Frau diesen Teig mitten auf den Kopf. Darauf streut man fein zerstoßenes Sandelholz und bespritzt die Masse mit teurem wohlriechenden Öl. — Auch den anwesenden Weibern legt man diesen Teig auf die Köpfe, so daß das ganze Haus von Duft erfüllt wird. — Die darira trocknet dann und fällt ab. — Die Frau selbst verbringt mitunter sieben Tage in der Zurückgezogenheit; sie trägt den Schmuck bis zur Niederkunft.

### Das freudige Ereignis.

Kommt die Frau bei der Entbindung in große Bedrängnis und erinnert sie sich, daß sie mit einer andern Frau eine heftige Streiterei gehabt hat, so läßt sie diese rufen und bittet sie um Verzeihung. — Der Ehemann selbst fürchtet alsdann irgendwie das Mißfallen seiner Frau erregt zu haben, und meint, daß sie ihm im geheimen grolle. Er wäscht sich deshalb Hände und Füße und gibt ihr von diesem Wasser zu trinken, in der Hoffnung, ihren Zustand dadurch zu erleichtern. Auch macht man eine Probe mit der sogenannten „Pflanze der Rettung“. Sie wächst in den Steppen Arabiens,

wird entwurzelt, getrocknet und nach den verschiedenen mohammedanischen Ländern ausgeführt. Wenn man einen trockenen Zweig davon ins Wasser legt, geschieht es manchmal, daß die zusammengeschrumpften Blätter sich öffnen, wie wenn sie sich neu beleben. Tritt das ein, so heißt es, die Frau werde trotz ihrer Schmerzen mit dem Leben davonkommen; entfalten sich aber die Blätter nicht, dann muß die Frau sterben.

Ein Knäblein, das auf die Welt kommt, bringt große Freude ins Haus; aber auch ein Mädchen ist gern gesehen. Man tötet es nicht, wie das in alten Zeiten in Arabien Sitte gewesen sein soll, denn das Mädchen ist der Familie nützlich. Es bringt dem Vater bei Gelegenheit der Hochzeit Geld und Geschenke. — Die Araber sagen, jedes Kind komme auf die Welt mit seinem Geschick. Einige Kinder sind bestimmt, die Eltern zu beglücken; andere dagegen, sie unglücklich zu machen. — Das Geschick des Kindes wird schon im Mutter Schoß vorausgesagt. Gehen die Geschäfte gut, so heißt es, das Kind bringe Glück; andernfalls, es bringe Unglück. — Solch ein Kind ist nach der Geburt weniger geliebt als die anderen. Weint es, so überhäuft man es mit Schmähereden, so zum Beispiel: „Schweig, o Schreihals! Du hast uns die Armut gebracht; deine Fußstapfen lasten schwer auf uns; du hast deine heiße Ferse an uns abgekühlt.“ — Es bekommt reichlich Prügel. — Das Schlimmste aber ist, wenn während dieser Zeit Schmucksachen veräußert werden müssen. — Man hofft jedoch, daß in der Zukunft sein Geschick sich bessere. Die Beobachtung wird weiter fortgesetzt, mitunter bis zur Geburt des nächsten Kindes.

Nach der Geburt kommen Verwandte, Freundinnen und Nachbarinnen, um die Frau zu beglückwünschen. Sie sagen zu ihr: „Gut, Gott hat dich befreit“, und erhalten zur Antwort: „Gott segne deinen Zustand!“ — Sie lassen ein Geschenk zurück, entweder Geld oder ein Schaf oder sonst etwas. Man nennt es „hagg el forsa“, das Buttergeld. Die Araber haben nämlich die Gewohnheit, neugeborenen Kindern täglich die Mundhöhle mit Butter einzureiben, denn man meint, so bekämen sie eine süße Zunge. Auch Leute, die bisher mit der Familie in Streit lebten, kommen herbei und bringen ihr ein Geschenk. So gibt denn die Geburt eines Kindes oft Anlaß zu gegenseitiger Versöhnung. Ein Feind aber, der bei dieser Gelegenheit das Haus

meidet, gilt als wirklich boshaft, und die Feindschaft wächst. Die Besucher hüten sich, in Gegenwart der Eltern das Kind zu loben, damit es ja nicht vom bösen Blick getroffen werde, sprechen aber unter sich ihre Meinung aus.

### Zaubermitel gegen die Kindersterblichkeit.

Wie überall, ereignet es sich auch bei den Arabern, daß Kinder sterben. Das wird von den beiden Ehegatten recht schmerzlich empfunden; sie lieben ja den Kindersegner und sind stolz darauf, wenn sie eine zahlreiche Nachkommenschaft haben. — Es herrscht im allgemeinen der Aberglaube, daß nicht selten die sogenannte „omm essobian“, das heißt die Kindermutter, daran Schuld sei. — Diese erscheint mitunter der Frau vor oder nach der Entbindung im Traumgesicht. Sie ist ein altes, schwarzes Weib von häßlichem Aussehen, lang von Gestalt, mit breitem Mund und senkrecht geschlizten Augen. Sie gibt sich den Anschein, als wenn sie der Frau etwas von ihrem Schmuck rauben wolle. Das besagt, daß eines ihrer Kinder sterben wird. Rasch verschafft sich die Frau einen Talisman, zusammengesetzt aus folgenden Gegenständen: einem Zahn vom linken Ober- oder Untertiefer eines zehn Ellen langen Krokodils, dem Kopf eines Chamäleons und dem linken Auge eines Kamels. — Die beiden letzteren Dinge werden in Salz getrocknet und mit zerstoßenen Garadschoten bedeckt, um keinen Geruch zu verbreiten. (Garadschoten sind die Früchte des Garadbaumes, sie sind recht bitter und werden unter anderm auch zum Gerben der Häute verwendet). — Dazu kommen zwei Grassorten, nämlich Schif und Haza, nebst Rummelkörnern und Samen der Senspflanze. — Überdies sieben ungebrauchte Nadeln und sieben Stückchen Seide, jedwedes von einer verschiedenen Farbe. — Dies alles wird in den linken Vorderfuß einer Schildkröte eingewickelt und dieser mit Stoff überzogen. Die Frau trägt den Talisman über der Brust herabhängend. Er soll die gefürchtete omm essobian vom Hause fernhalten. — Erschiene diese aber noch einmal, so könnte sie sich auf keinen Fall der Frau nähern, denn der Talisman bewirke, daß zwischen ihr und der Frau sich eine Trennungswand bilde. — Auch Männern erscheint sie bisweilen in drohender Haltung, wie wenn sie ihnen eine Waffe, zum Beispiel ein Messer oder eine Lanze rauben wolle. Auch diese lassen sich einen Talisman verfertigen. So stirbt denn oft kein Kind mehr. Tritt aber dennoch ein Todesfall ein,

so macht man eine Reise nach Zergab. — Das ist eine berühmte Stätte, ein gesegneter Fleck Erde mitten im Lande, die Heimat von großen Zauberern, die ein hervorragendes Talent besitzen, um die schädliche omm essobian zu bannen. Von allen Seiten strömen diesen Kunden zu. Mitunter erscheinen Mann und Frau zusammen bei einem der hiesigen Wundermänner.



St. Bonifatius.

Letzterer liest es ihnen sofort von ihren verstörten Gesichtern ab, daß sie die omm essobian gesehen haben. Er schleudert greuliche Flüche gegen die boshafte omm essobian und meint, es wäre Zeit, daß der Höllenfürst die schädliche Heze zu sich in sein Reich hole, und verfertigt die erwünschten Talismane. Im Herzen aber lacht er; sein Geschäft blüht. Der Aberglaube der einfältigen Leute ist für ihn eine Quelle von reichlichem Gewinn.

(Schluß folgt.)

## Missionarubrik für die Jugend.

Von P. Jakob Lehr, Rektor.

### Lyepo.

(Fortsetzung.)

Wenn Lyepo die Anordnung getroffen hatte, daß ein Opfer sowohl dem Dschwof als auch dem vergötterten Nationalhelden Nyikang dargebracht werden sollte, so war das von seinem Standpunkt aus weniger eine Handlung reiner Gottesverehrung, als vielmehr der Ausfluß menschlicher Vorsicht. Er dachte ganz einfach: „Doppelt genährt hält besser, und wenn mir von zwei Stricken einer reißt, so hänge ich immer noch am andern.“ Daß sein Verhalten ein offenes Mißtrauen gegen Dschwof bekundete, kam dem Zauberer nicht zum Bewußtsein. Der Grund dieser Unklarheit liegt eben schon in der Wurzel der verworrenen religiösen Vorstellungen des Schilluk.

Wohl kennt der Schilluk ein höchstes Wesen als Dschwof, aber Gott im wahren Sinne des Wortes ist ihm sein Dschwof nur ausnahmsweise. Wie es leider Gottes auch Christen gibt, die an den Herrgott nur denken, wenn sie bis über den Kopf im Elend stecken, so ist es für den Schilluk so gut wie ausgemacht, daß der Dschwof zwar die Welt erschuf, sie dann aber ihrem Schicksal überließ. Das Böse in der Welt kommt von ihm, aber das Gute bewirkt Nyikang, der Stammvater des Volkes. Já da dschwof könnte sprachlich wohl bedeuten: „Ich bin im Besitze Gottes“; in Wirklichkeit bezeichnet es: „Ich bin von einem Übel befallen.“ Wenn aber der Feind ins Land fällt, oder wenn der Hunger den Schilluk an der Kehle faßt, da sucht er vor allem Hilfe bei Nyikang. Sonderbarerweise gilt Daß, der Sohn Nyikangs, in vielen Dingen noch listiger und mächtiger als Nyikang selbst. Und so gehen die Namen Nyikang und Daß in Bittliedern kunterbunt durcheinander.

Jubelnd heißt es im Siegeslied nur:

**Herr der Erde bin ich** (Nyikang)!  
Besiegt liegt die Welt mir zu Füßen.  
**Herr der Erde bin ich!**  
Bezungen liegt alles danieder.  
**Herr der Erde bin ich!**

Wie aber die Sklavensäger den Fluß heraufziehen, und alles in Furcht und Schrecken zittert, da lautet das Lied ganz anders:

O Nyikang, Sohn des Akwa, bitte den  
Daß!  
Daß kommt von Tunga, bringt seine  
Sichel,  
Mäht auf dem Flusse nieder die Feinde.

Wenn nun auch bei Wiederholung der Strophe noch der Vers angehängt wird:

„Nyikang, der Schleuderer, er mäht den  
Nil ab“,

so klingt das doch wie der bekannte Sang:

„David erschlug der Feinde Zehn-  
tausend,  
Tausend der Feinde erschlug auch Saul.“

Es kann uns daher kaum noch wundern, wenn bei so verschwommenen Vorstellungen der Beter ein Lied an Nyikang richten will, dann aber tatsächlich wie unter dem Druck einer besseren Überzeugung mit der Aufforderung endet, es möge sich Nyikang an Dschwof ebenfalls wenden:

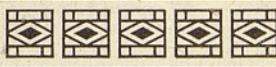
Zu dir, o Nyikang, du Ahne des Volks,  
Komm' ich mit der dringendsten Bitte.  
Ich hebe im Flehen die Hände empor  
Zum Dschwof, der die Erde erschaffen.  
Und du, o Nyikaya, du Mutter des Stamms,  
Erhebe mit mir deine Hände.  
Auch du, o Nyikang, du gewaltiger Herr,  
Erheb' deine Hände zum Dschwof.

Wie kam nun aber der Schilluk dazu, dem Herrgott die alltägliche Vorsehung abzusprechen, einseitig ihm nur die Schickung der Übel zuzuschreiben, im praktischen Leben den Stammvater Nyikang an erster Stelle zu setzen, und dennoch in der Theorie, die allerdings bei größter Not auch wieder lebendige Formen annimmt, dem Dschwof den obersten Platz einzuräumen? Der Schilluk ist kein Philosoph, um sich eine Religion zu erdenken wie etwa Buddha in Indien oder Konfuzius in China. Er ist auch kein religiöser Heuchler, der zur Beschwichigung seines Gewissens sich Gotttheiten schafft und sie zu Beschützern seiner Laster macht, wie es die alten Griechen und Römer taten. Aber er ist ein großes Kind, bei dem ein sinnenfälliges, außerordentliches Ereignis viel mehr Eindruck hervorruft und viel tiefere Nachwirkungen hinterläßt als ein noch so selbstverständlicher und bedeutungsvoller Vernunftschluß, wie es das Dasein und die Einheit Gottes sind.

(Fortsetzung folgt.)



## Kinderblatt.



### Liebe Kinder!

Vor kurzem habe ich Euch von dem großen Missionär, dem hl. Franz Xaver erzählt, wie er nach Indien ausgezogen ist und viele Tausende von Heiden bekehrt und getauft hat. Wenn wir von den Heiden hören, so denken wir gleich an ferne Länder. Wir vergessen darauf, daß auch unsere Heimat einmal heidnisch war und daß große, heilige Missionäre unseren Voreltern unter vielen Opfern das Licht des katholischen Glaubens gebracht haben. Einer der größten unter diesen Missionären war der hl. Bonifatius. Es wäre sehr undankbar, wenn wir uns dieses Mannes nicht erinnern in einer Zeit, da man so viel von Missionswerken redet. „Was ein Samen werden will, krümmt sich beizeiten“, sagt das Sprichwort. Das heißt: oft zeigt sich schon beim Kind, was der Mensch tun wird, wenn er einmal groß ist. Darum will ich Euch heute etwas vom hl. Bonifatius erzählen, als er noch ein Bublein war.

Es sind nun ungefähr 1250 Jahre, daß der südliche Teil von England den katholischen Glauben angenommen hatte. Im Lande sah es daher aus wie heute noch in Gegenden, die erst bekehrt worden sind. Zwar gibt es noch wenige Missionäre und Priester, aber dafür sind die Gläubigen um so begeisterter für den kostbaren Schatz des heiligen Glaubens.

Die Eltern des hl. Bonifatius gehörten zum Adel des Landes. Auch sie waren noch nicht lange vom Heidentum bekehrt und machten ihrem neuen Glauben alle Ehre. Sie hatten mehrere Kinder, und der Vater wünschte, daß sein Liebling später die Güter der Familie übernehmen sollte. Bonifatius war damals noch ein kleines Bublein. Auch hieß er nicht Bonifatius, sondern Wynfried. Bonifatius ist lateinisch und bedeutet wahrscheinlich soviel als „Glücksverkünder“. Diesen Namen erhielt der große Missionär erst nachher vom Papst. Die Eltern gaben ihm als Kind den Namen Wynfried. Dieses Wort besagt Glück und Friede. So ist also schon der Name eine Art Vorbedeutung für ihn gewesen, da er für viele deutsche Länder zum Glück geworden und vielen Tausenden den wahren Frieden gebracht hat.

Als einst Missionäre durch das Land zogen, wohnten sie im Hause seiner Eltern. Da stand es auf einmal bei dem Bublein fest, es wolle auch so ein Missionär werden. Der Vater war wie aus den Wolken gefallen und sagte unwillig: das gibt es auf keinen Fall. Allein Wynfried ließ sich nicht umstimmen und betete viel. Da sandte der liebe Gott dem Vater eine schwere Krankheit, und nun erkannte dieser, daß es Gottes heiliger Wille sei, daß sein kleiner Wynfried Mönch und Missionär werden solle. Damals kamen die Kinder schon frühzeitig ins Kloster. Wynfried war kaum sieben Jahre alt, als sein Vater an der Klosterpforte anklopfte, um ihn den Mönchen zu übergeben.

Ihr erinnert Euch alle an den kleinen Samuel im Tempel, wie lieb der Herr ihn hatte, wie er ihn rief: „Samuel, Samuel!“ und wie der Kleine antwortete: „Rede, Herr, dein Diener hört!“ Auch Wynfried war so brav im Hause des Herrn. Schon die ältesten Nachrichten besagen, daß er mit großem Fleiß lernte; aber ebenso eifrig gab er sich auch den Werken der Frömmigkeit hin. Obgleich die Regel für die Kleinen nicht gar streng eingehalten wurde, indem man auf ihr Alter liebevolle Rücksicht nahm, wußte man doch ganz gut, daß auch für Kinder das Sprichwort gilt: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Daher wurden diese kleinen Mönche den ganzen Tag ihren Kräften entsprechend beschäftigt. Sie wurden unterrichtet im Glauben und Gebet, im Gesang und den nötigen Wissenschaften. Dazwischen kamen leichte Handarbeiten und die Spiele der Freizeit. So flossen die Kinderjahre dahin in Freude, Friede und Ansbuld, wie in einem Paradies. Wenn Ihr, liebe Kinder, auch nicht so viel und so ruhig beten könnt, wie der kleine Wynfried es im Kloster getan, so dürft Ihr doch nie Eure täglichen Gebete unterlassen. Und brav und folgsam könnt Ihr auch ohne Klosterregel sein. Der liebe Gott verlangt nicht mehr, als Ihr zu tun vermöget, aber er verlangt alles, was Ihr als Kinder im Glauben und in der Tugend zu vollbringen imstande seid. Am Pfingstmontag, am Feste des hl. Bonifatius, habe ich besonders für Euch gebetet, und ich darf hoffen, daß auch Ihr manchmal betet für

Euern Onkel Jakob.

## Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes.

Vergleiche zur folgenden Arbeit das Referat von Fr. Norbert Schachinger im „Stern der Neger“ 1922, S. 15.

### Die Studienzirkel.

Von Paul Greb, Obmann des Th.-M.-V.  
Klagenfurt.

#### A. Zweck der Studienzirkel.

Die Studienzirkel haben den Zweck, bei den Theologen das für die Missionen gewonnene Interesse zu vertiefen und ihnen eine solche Kenntnis der Missionsgebiete, der Missionsbewegung und praktischen Missionsbetätigung zu vermitteln, daß sie später imstande sind, als Seelsorger die Gläubigen für die Missionen zu begeistern und zu tätiger Hilfe anzuleiten.

#### B. Die Erreichung des Zweckes.

Er wird am besten erreicht durch eine gute, alles Wichtige umfassende Arbeitseinteilung und eine zweckdienliche Arbeitsmethode.

1. Wichtig ist namentlich, daß der Arbeitsplan alles umfaßt, was die unter A. genannten Kenntnisse betrifft.

2. Arbeitseinteilung. Der Plan der Arbeitseinteilung muß alle Studienjahre umfassen, damit am Schlusse derselben der Zweck voll und ganz erreicht ist. Im folgenden ein Plan:

1. Jahr. Solche Themen, die wenigstens zur Hälfte das Missionsgebiet berühren, da manche Herren zu Beginn nur schwer für reine Missionssthemen zu begeistern sind. Man kann Tagesfragen mit Beziehung auf die Missionen behandeln lassen. Ein Beispiel: „Katholisches Priestertum und Sozialismus“, ihr beiderseitiges Verhältnis zu Tagesfragen mit besonderer Berücksichtigung der Missionstätigkeit.

2. Jahr. Missionsgebiete. Gründliches Studium derselben, damit jedes Mitglied wenigstens ein Gebiet besonders kennt und später in der Vereins- und Seelsorgetätigkeit die Kenntnis desselben auch andern zu erschließen vermag.

3. Jahr. Studium der Missionsbewegung und alles dessen, was dazu gehört.

4. Jahr. Studium der praktischen Missionsbetätigung; daneben soll dieser Zirkel auch selbst schon Missionspropaganda betreiben durch Abhalten von Versammlungen, Missionsfeiern, Belieferung der Presse und Zeitschriften mit Missionsnotizen und Aufsätzen. Diese Tätigkeit ist gleichsam eine Überleitung vom theoretischen

Studium der verschiedenen Missionsfragen zur praktischen Arbeit in der Seelsorge.

#### C. Arbeitsmethode.

a) Wahl der Themen. Da durch Aufstellen eines Planes das Arbeitsgebiet der einzelnen Zirkel schon eng umgrenzt ist, kann man die Wahl der Themen jedem Zirkel selbst oder sogar (bei 1. und 2.) jedem Mitglied überlassen.

b) Nach einer bestimmten Frist müssen die einzelnen Zirkelmitglieder über ihr Thema einen Vortrag halten. Schon einige Tage vorher gibt der Vortragende den übrigen Teilnehmern eine kurze Inhaltsangabe bekannt, so daß diese in der Lage sind, Umschau zu halten und über den Stoff zu diskutieren; wenn möglich kann man auch einen Herrn verpflichten, die Wechselrede zu eröffnen und sich dementsprechend besser vorzubereiten. Diese Diskussionen haben den Vorteil, daß das Thema nicht einseitig behandelt wird und, was besonders wichtig ist, das Vorgetragene viel leichter Gemeingut vieler wird.

NB. Ein Organisieren der Zirkelarbeiten für den ganzen Verband halten wir dem Zwecke der Zirkel entsprechend nicht für unbedingt nötig.  
Paul Greb, Obmann.

### Missionswissenschaftlicher Kurs 16.—19. Juli.

Schon im Vorjahre sollte ein missionswissenschaftlicher Kursus stattfinden, mußte aber abge sagt werden. Heuer nun, da alle Länder mit Eifer rüsten zur feierlichen Begehung der großen Missionsjubiläen, wird ein Kursus für Theologen und Laienakademiker im Missionshause St. Gabriel bei Mödling vom 16. bis 19. Juli abgehalten — der erste in Österreich. Ein altes Ziel des Th.-M.-V., die Gewinnung der Laienakademiker für Missionsarbeit soll dadurch seiner Erreichung nähergebracht werden. Es liegt im Interesse der Sache, daß möglichst viele Theologen (ext. Mitglieder) aus allen Seminarien erscheinen. Hervorragende Fachmänner sind schon gewonnen.

In Graz bildete sich ein laienakademischer Missionszirkel, in Innsbruck eine Missionssektion der marianischen Akademikerkongregation. Dmütz schloß sich dem Th.-M.-V. an und das Redemptoristenkolleg in Mautern, Steiermark, trat mit ihm in Arbeitsgemeinschaft nach dem Vorgange der Missionsakademie in St. Gabriel.